

Seid umschlungen, Dudelsack-Ikonen

Vielleicht können wenigstens die Schotten in der EU bleiben: Deren Nationaldichter Robert Burns inspirierte das Folkfestival Rudolstadt auf überraschende Weise.

Anfang Juli wird das mit Bayreuth als Partnerstadt verbundene thüringische Rudolstadt zum Gesamtkunstwerk, in das die Folkies pilgern. Das Rudolstadt-Festival hat sich zum größten deutschen Weltmusikfestival gemauert, dieses Jahr riskierte es den Spagat zwischen „Tanzbarkeit“-Ankündigungen und abenteuerlichen Experimenten.

Da war einerseits Amy Macdonald, deren Auftritt den diesjährigen Länder-schwerpunkt Schottland eröffnete und 18 000 Besucher in den Heinrich-Heine-Park zog, was die Veranstalter ins Grübeln über die Grenzen des Wachstums brachte. Auch von dem Mutanten-Céilidh-Techno der Gruppe Sketch konnten Rudolstadt-Besucher nicht genug bekommen. Der Boden bebte, sobald die fünf Herren ihre Kopfhörer überstülpten. In atemberaubender Schnelligkeit bearbeitete Angus Binnie, Schüler der Dudelsack-Ikone Rona Lightfoot, sein Instrument: traditionelle schottische Musik für das 21. Jahrhundert.

Andererseits stieß das schon traditionelle Konzert der Thüringer Symphoniker Saalfeld-Rudolstadt diesmal an Grenzen des Verständnisses. Mehr Gehen als Kommen begleitete den Auftritt des Klassikensembles mit dem Elektronik-Komponisten Sven Helbig, der sonst eher mit den Pet Shop Boys oder Rammstein kooperiert. Diejenigen, die nachts im Hof der Heidecksburg ausharrten, wurden da-

mit belohnt, dass sie den international erfolgreichen Konzertchor des Rutherford-Gymnasiums aus dem nahe gelegenen Gera entdecken konnten. Und sie folgten gebannt Helbigs sakral-melancholischem und mit hypnotischen Videos von Máni M. Sigfússon bildertem Chorwerk „I Eat the Sun and Drink the Rain“. Die „poetische Reise auf der Suche nach dem Menschlichen“ (Helbig) wirkte geradezu verstörend.

Höhepunkt des Festivals wurde Sonntagnachmittag ein anderes großes Ereignis. Unter dem Titel „A Man's A Man For A' That“ fanden sich Musiker zu einer Hommage an den schottischen Nationaldichter Robert Burns zusammen. Der Titel, der dem Projekt den Namen gab, ist Burns' international bekanntester – aufgenommen von Nelson Mandela bis Hannes Wader (in der Freiligrath-Übersetzung „Trotz alledem“). Auch um Burns' nationale Bedeutung in Schottland weiß jeder, der das Youtube-Video gesehen hat, in dem Sheena Wellington zur historischen Wiederöffnung des schottischen Parlaments diesen Titel mit den Abgeordneten sang. In Rudolstadt präsentierten Musiker aus zehn Ländern zwanzig Lieder des 1796 jung verstorbenen Dichters, der seinerzeit selbst schottische Abgeordnete belehren wollte, dass Whisky und Freiheit zusammenhängen.

Wie eine Vorlesung hat Fred Freeman, Burns-Spezialist aus Edinburgh, das Konzert arrangiert, das er zwischen den Stücken nonchalant erläuterte („great stuff“), dabei wie ein Dirigent den Musikern die Einsätze gebend. Es wurde eine faszinierende Weltreise.

Brina aus Jamaika sang „The Slave's Lament“, hatte Burns doch selbst nach wirtschaftlicher Ruin die Auswanderung nach Jamaika erwogen, die der Erfolg seiner Dichtung dann vereitelte. Dudelsack und Reggae harmonierten. Disharmonie zwischen Mensch und Natur beklagte Burns in „Now Westlin Winds“. Freeman spekulierte dazu: „A song perhaps for Donald Trump“. Das Publikum reckte die Häuse, als zu sphärischen Sarangi-Klängen aus dem hinteren Teil der Bühne der Gesang von Suhail Yusuf



Robert Burns (1759 bis 1796) unter Palmen? So wird er malerisch zumindest imaginiert.

Foto Courtesy of Tribal Global Records

Khan in Urdu ertönte, wobei der Sänger unsichtbar blieb wie die ersten Opfer der Klimakatastrophe für Metropolenbewohner. Schon 1956 gab es eine sowjetische Burns-Briefmarke, aber nie wurden dessen Texte ins Georgische übertragen. Überzeugend übernahm diesen Part jetzt der Männerchor Riho aus dem kriegischen Swanetien mit „The Soldier's Return“, die dreisaitige Chuniri-Fiedel den Marschschritt vor. Das polnische Frauentrio Sutari experimentiert mit Küchengeräten als Percussionsinstrumenten – wie geschaffen dazu, Burns' Liedern

über das Zusammensein von Mann und Frau, über die Liebe in den Feldern neues Leben einzuhammern; am Schluss pfeift die Flöte dann wirklich auf dem letzten Loch.

Endlich erklingt „Auld Lang Syne“, in das Solo mischen sich die Protagonisten nacheinander ein und steigern die Hymne zum furiosen Finale. Das endet instrumental mit Standing Ovations von Künstlern und Publikum. Das Gulaza-Quartett, das in jemenitischer Tradition musizierend Burns' „Helen of Kirkconnel“ der Liebe des arabischen Manns gewid-

met hatte, hüpfte nach vorne und kniet weiterklatschend vor Professor Freeman nieder. Sie hätten, sagen die Israelis, anfangs Idee und Einladung als „crazy“ angesehen, dann sei aber „geniously“ eine „experience of life“ daraus geworden.

Das Projekt, einen Nationaldichter international zu inszenieren, war somit glücklich. Gespannt erwartet man nun den für Dezember angekündigten Mitschnitt des Festivals – sicherlich ein feines Weihnachtsgeschenk für alle diejenigen, die den Folkie Burns in der EU nicht missen mögen. GÜNTER PLATZDASCH

Geheimer musischer Rat

Musikwissenschaftler
Richard Jakoby gestorben

Er war eine Eminenz des Musiklebens in Deutschland, jemand, den die Öffentlichkeit möglicherweise nicht kannte, weil er im Hintergrund wirkte, dessen Einfluss auf die musikalische Kultur hierzulande aber kaum überschätzt werden kann. Um zu erröthen, was Richard Jakoby angestoßen, bewegt, befördert und ermöglicht hat, muss man nur die Ämter Revue passieren lassen, die der promovierte Musikwissenschaftler und Pädagoge seit den frühen sechziger Jahren bekleidet hat: Er war Präsident der Musikhochschule in Hannover und des Deutschen Musikrates, Mitglied des Goethe-Instituts, der Deutschen Stiftung Musikleben, der Deutschen Phono-Akademie, des Internationalen Instituts für vergleichende Musikstudien, der Kulturstiftung der Länder, der Deutschen Unesco-Kommission, der Jürgen-Ponto-Stiftung, des ARD-Wettbewerbs, Referent und Sprecher der Kunst- und Musikhochschulen in der Westdeutschen Rektorenkonferenz.

Vor allem in seiner Zeit beim Deutschen Musikrat bis 1988 hat er für etwas gesorgt, was auch heute, möglicherweise mehr denn je, nötig zu sein scheint: dass öffentliche Gelder sinnvoll in nationale Fördermaßnahmen investiert werden und jenes Netz kultureller und kulturpolitischer Maßnahmen geknüpft wird, das für das Bild vom Musikland Deutschland international noch immer prägend ist. Dabei hat sich Richard Jakoby, der die Musikhochschule Hannover in den Jahren seiner Präsidentschaft, auch mit dem Neubau, zu einer führenden Ausbildungsstätte in Deutschland entwickelte, wohl gelegentlich selbst gefragt, was eigentlich die passende Berufsbezeichnung für ihn sei – Hochschullehrer, Jurist, Baufachmann, Geschäftsmann, Verwalter, Musikpolitiker, Sozialforscher oder Buchautor? Nicht zuletzt muss man ihm zugutehalten, dass er nie Erbhöfe aus seinen Funktionen gemacht hat. Jakoby hat nach seiner Pensionierung lange noch als Berater, Kurator, Aufsichtsratsmitglied oder Beobachter am Musikleben teilgenommen. Am Sonntag ist der Pfälzer des Jahrgangs 1929 in Hannover gestorben. WOLFGANG SANDNER

Die neuen Mieter legen Hand an

Glückliches Kriegsende: Admiral und Mrs. Croft übernehmen Kellynch Hall

„Überredung“ („Persuasion“) ist der letzte Roman Jane Austens und einer der wenigen, deren Handlung zeitlich sehr präzise eingeordnet werden kann: Er spielt nach der Schlacht von Waterloo 1815. Das Vereinigte Königreich hat nach mehr als zwanzig Jahren den Krieg gegen Frankreich gewonnen. Auf den Weltmeeren ist man auf dem Weg zum Empire, im Inneren sieht die Lage 1815 nicht nur rosiger aus: Die massive Aufrüstung ist nicht spurlos am Staatshaushalt vorbeigegangen, die Regierung hat ein Schuldenproblem. Gleichzeitig war der Krieg ein riesiges Investitionsprogramm in die Wirtschaft – und ein Katalysator für soziale Aufsteiger. Das gefällt nicht allen.

Sir Walter Elliot, Baronet auf Kellynch Hall und Vater von Anne Elliot, der Heldin des Romans, ist einer von denen, welchen diese homines novi Unbehagen bereiten. Am Anfang des dritten Kapitels begründet er, warum ihm der Beruf des Seeoffiziers zuwider ist: „Erstens ist er dafür verantwortlich, dass Leute obskurer Herkunft es zu unverdienter Auszeichnung bringen und Männer in ehrenvolle Stellungen gelangen, von denen ihre Väter und Großväter niemals geträumt hätten. Und zweitens verkürzt er die Jugend und Lebenskraft eines Mannes fürchterlich. Ein Seemann altert schneller als alle anderen Menschen.“

Die Royal Navy war im Kampf gegen Napoleon der wesentliche Faktor. Ihr großer Bedarf an Offizieren mit taktischer Kompetenz, Führungsqualitäten und Organisationstalent ermöglichte Männern den Aufstieg, die außer ihrem Können nichts mitbrachten. Keinen alten Namen, keine einflussreichen Verbindungen, keine Vergangenheit. Einzelne dieser Leute, auch noch aktiv gefördert durch Mitglieder der Admiralität, erlangten sogar ein Peerage, den erblichen Adel mit Sitz im Oberhaus. Ein Baronet wie Sir Walter vererbt seinen Titel ebenfalls – aber ohne Oberhaus. Die Marine hatte ein System etabliert, das erfolgreiche Kapitäne und deren Mannschaften auch finanziell belohnte: Für gekaperte Schiffe gab es Prämien, die nach einem festgelegten Schlüssel an alle Beteiligten ausgezahlt wurden, vom Kommandanten bis zum einfachen Seemann. Die Höhe der Prämie bemess sich nach der Klasse, dem militärischen Wert und dem Zustand des gekaperten Schiffes. Je intakter – also direkt für die Übernahme in den eigenen Bestand geeignet –, desto höher. Unternehmungslustige Kapitäne konnten sich so mit Glück ein ordentliches Vermögen erwerben, Admirale so viel Reichtum, das man davon ein großes Haus wie Kellynch Hall inklusive der dazugehörigen Ländereien mieten oder sogar kaufen konnte.

Denn ökonomisch ist die soziale Position von Sir Walter und seiner Familie schon lange nicht mehr gedeckt: Er hat so



Admiral Croft (John Woodvine) und Frau (Fiona Shaw) aus „Persuasion“ Foto Verleih

viele Schulden aufgehäuft, dass man sich den Lebenswandel im großen Haus nicht mehr leisten kann. Ein vorzeigbarer Mieter für Kellynch Hall wird gesucht – und Mr. Shepherd, der Anwalt und Geschäftsbevollmächtigte der Elliots, sieht in den zahlreichen gerade demobilisierten Seeoffizieren ideale Kandidaten. Auch wenn Sir Walter skeptisch ist, die Schulden drücken – mit einem kinderlosen Admiral und dessen Frau, Mrs. Croft, geborener Wentworth, sind schnell die idealen Mieter gefunden. Immerhin ein Admiral, und



JANE AUSTENS
SIDEKICKS 6

auch äußerlich noch ganz vorzeigbar.

Tatsächlich sind die Crofts in so ziemlich allem das Gegenteil von dem, für das Sir Walter steht: Sie sind unkompliziert, aufgeschlossen und voller common sense. Den elaborierten Formen, mit denen Sir Walter, seine Töchter Elizabeth und Mary, aber auch Lady Russell, die mütterliche Freundin Anne Elliots, ihre soziale Distinktion zelebrieren, stehen sie mit ironischer Distanz gegenüber. Für die Lächerlichkeit, die sich aus der Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf Zugehörigkeit zur Elite und der Unfähigkeit, ihm zu entsprechen, ergibt, haben die beiden einen klaren Blick. Das zeigt die irritiert-amüsierte Art, in der Admiral Croft Anne bei deren erstem Besuch im alten Zuhause über das berichtet, was man so in Kellynch Hall vorgefunden habe: Während das Ankleidezimmer Sir Walters mit zahlreichen riesigen Spiegeln vollgestellt ist, hat sich seit Jahren niemand um die notwendigen Reparaturen in der Waschküche und an den Kaminen gekümmert. Die Crofts zeigen sich als die wahren Herren

von Kellynch Hall, indem sie Verantwortung übernehmen – für das Haus und für die dazugehörige Gemeinde, deren Wohlergehen immer noch stark von der Grundherrschaft abhängt. Eigenhändig entfernen sie die Spiegel, und Admiral Croft repariert die Tür zur Waschküche, die seit Jahren nicht mehr schließt, kurzerhand selbst. Für alles Weitere engagiert man die Handwerker vor Ort.

Die Episode hat eine wichtige Funktion für den Roman: Sie etabliert die Crofts als Vertreter der legitimen neuen herrschenden Klasse, weil sie die Aufgaben übernehmen, für die sich der per Ahnenreihe installierte Inhaber längst als unfähig und unwürdig erwiesen hat. Gleichzeitig begehrt der Admiral in diesem Gespräch mit Anne einen Fauxpas: Auch wenn sie durch ihre Intelligenz und ihren Pragmatismus komplett aus der Art schlägt, noch ist sie eine Elliot – und der Admiral, von der für ihn fremden Welt Sir Walters quasi soziologisch fasziniert, erzählt ihr, was für ein lächerlicher Mensch ihr Vater ist. Im Prinzip wird Anne hier die Loyalitätsfrage gestellt. Annes Dilemma: Sie ist „amused in spite of herself“, aber auch „distressed“ angesichts der Frage, wie sie die Konversation weiterführen soll, die löst der Admiral mit tollpatschiger Galanterie. Er bittet sie, dem Baronet sein Lob für Kellynch Hall auszurichten, qualmende Kamme inklusive.

Mit solchen mehr oder weniger offenen Konflikten zwischen der unverstellten, zu packenden Art der „neuen Männer“, die mit der Übernahme der alten Herrenhäuser auch ihren eigenen gesellschaftlichen Anspruch demonstrieren, und den gesellschaftlichen Konventionen bringt Austen erzählerische Dynamik in den Roman. Denn Anne Elliot, in deren Perspektive fast alles erzählt wird, sitzt doppelt in diesen gesellschaftlichen Konventionen fest: als Frau und als Elliot. Die Rückkehr des Admirals und seiner Kapitäne eröffnen auch ihr neue Handlungsräume.

Alles, was ihre Familie an Anne ablehnt, macht sie zu einem geschätzten Mitglied der neuen Gesellschaft der Marine-Familien und der Crofts: Im zweiten Anlauf finden Anne und der demobilisierte Kapitän Wentworth, ein Bruder von Mrs. Croft, der als Offizier zu Geld und Ansehen gekommen ist, nun doch noch zusammen. Vor acht Jahren hatte Anne die Verlobung mit ihm wegen seines fehlenden sozialen und ökonomischen Status auf Anraten ihrer Familie wieder gelöst. Der Aufstieg der „neuen Männer“ ermöglicht Jane Austen das letzte Happy End – und so etwas wie eine Utopie für das neue Britannien: „Sie zog ihren Ruhm daraus, die Frau eines Seemanns zu sein. (...) einer Profession zugehörten, die, wenn das möglich ist, sich durch ihre häuslichen Tugenden noch mehr auszeichnet als durch ihre nationale Bedeutung.“ Die Publikation von „Persuasion“ 1818 hat Jane Austen nicht mehr erlebt. CHRISTINA DONGOWSKI

KLASSIK UND GLAMOUR
Die chinesische Starpianistin Yuja Wang

stern

JAGD NACH DEM BERNSTEIN
Das illegale Netzwerk in der Ukraine

PFUSCH AN DER SEELE
So erkennen Sie falsche Therapien

Ab heute im Handel

stern-Reporter berichten auf 40 Seiten

DIE ANGEKÜNDIGTE KATASTROPHE
Bilder der dramatischen Nächte von Hamburg
Warum der Staat seine Bürger nicht schützen kann

Große Geschichten

stern
Das Reporter-Magazin